

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 42 (1966-1967)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Herausgegriffen  
**Autor:** Roth, Daniel  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1079676>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Herausgegriffen

## Verkehr, Moral und Sittlichkeit

**M**ein Freund Oskar Reck hat in der Mai-Nummer des Schweizer Spiegel treffend auf eine Grundwahrheit hingewiesen, die immer wieder vergessen wird und die man angesichts des neuerlichen Anwachsens der Zahl der Verkehrstöpfe nicht oft genug wiederholen kann: «Im Grunde wird kein Mensch sich auf der Straße anders als sonst verhalten: Rücksicht und Rücksichtslosigkeit, Respekt und Respektlosigkeit schlagen überall durch, nur mit verschiedenartiger Wirkung... Auch was in der Schuld einer Katastrophe auf der Strasse endet, beginnt daheim mit der Kindheit und am Familientisch, soweit menschliche Hand überhaupt lenken und menschlicher Geist formen kann.»

In einem bin ich hingegen mit Oskar Reck nicht ganz einverstanden. Er sagt, es stelle sich daher nicht die Frage nach der Verkehrsmoral, sondern nach der sittlichen Einstellung schlechthin. Ich glaube, beides ist gleich wichtig.

Moral nennen wir eine Gesamtheit von Regeln des Zusammenlebens, deren Einhaltung von einer bestimmten Gesellschaft als geboten gilt, unabhängig davon, ob ihre Verletzung unter Strafe steht. Wäre der Mensch zur Vollkommenheit fähig, so bräuhete er keine solchen Regeln. Er könnte das Liebesgebot stets direkt auf eine bestimmte Situation anwenden. So aber wie wir sind, ein jeder mit seinen Fehlern und Schwächen, bedürfen wir für unser sittliches Verhalten eben der moralischen Regeln als Eselsleiter.

Gewiß, die Gefahr ist groß, daß wir die Erfüllung der moralischen Regeln bereits als Verwirklichung der Sittlichkeit ansehen. So glaubt wohl mancher, wenn er keine Unwahrheit sage, erfülle er das Gebot der Ehrlichkeit. Diese Haltung nennt man Moralismus. Dieser verleitet auch zum Glauben, man könne tatsächlich die Gebote der Sittlichkeit im großen und ganzen erfüllen – eben wenn man sich nur an

eine bestimmte Moral halte. Er verleitet zur Heuchelei und reizt daher zum Widerspruch, zur Auflehnung: «Ihr mit eurer Moral, ihr seid ja nicht besser als wir, die wir aus Ehrlichkeit dagegen verstoßen!»

Da Moral nur eine Eselsleiter sein kann, gibt es stets verschiedene Moralen. Es gibt so etwas wie eine menschheitliche Moral, es gibt aber auch die Moral eines Volkes, die Moral einer Stadt, die Moral einer Truppe. Es gibt die Moral der guten Gesellschaft, es gibt eine Bauernmoral. Es gibt eine Berufsmoral, eine Industriellenmoral, eine Handwerker-moral, aber auch eine Vagantenmoral, ja sogar eine Moral der Taschendiebe und eine Moral der Maffia. Gewiß steht die Moral der Zehn Gebote höher als zum Beispiel die Schmugglermoral. Gemeinsam aber ist ihnen, daß sie den Menschen in ihrer Unvollkommenheit ermöglichen, doch noch eine Ordnung aufrecht zu erhalten, die das Schlimmste verhütet.

In diesem Sinne brauchen wir eben für jedes Lebensgebiet eine Moral: also auch für den Verkehr auf der Straße. Ja, dieser gehört sogar zu den Gebieten, für die eine Moral besonders wichtig ist und es zugleich noch keine gesicherte Moral gibt. Diese unliebsame Situation tritt dann ein, wenn ein menschliches Tätigkeitsfeld rasch ganz neue Formen annimmt.

Wie kann sich dann dennoch eine Moral herausbilden und zur Geltung kommen? In England gibt es prozentual weniger Straßenunfälle als auf dem Kontinent. Die Engländer sind kaum sittlicher als wir, aber sie haben im Laufe der Zeit einen strengeren Kodex der Disziplin in der Öffentlichkeit entwickelt. Diese Moral konnten sie leichter auf den Straßenverkehr übertragen.

Weshalb haben wir Schweizer eine weniger entwickelte Verkehrsmoral? Wir haben offenbar einen solchen Ansatzpunkt in unserer eigenen moralischen Ordnung nicht gefunden. Dabei wäre er eigentlich vorhanden: Aus der bei uns besonders stark entwickelten gegenseitigen Rücksichtnahme

ließe sich doch wohl eine Art Ehrenkodex der Verkehrsteilnehmer erarbeiten. Die Bezeichnung Ehrenkodex, die ja in diesem Zusammenhang auch schon verwendet wurde, hat übrigens einen großen Vorteil: daß sie weniger zum Widerspruch reizt als das Wort Moral.

## Vom Sinn des Kitschs

**I**n einem ausgezeichneten Artikel wurde am Rande bemerkt, es sei unverständlich, weshalb im Andenken-Gewerbe fast ausschließlich Kitsch offeriert werde. Mir scheint dies jedoch bei einigem Nachdenken sehr verständlich.

Vor einiger Zeit war ich in einem Haus eingeladen, wo alles überaus geschmackvoll ist. Moderne Sachlichkeit beherrscht dort das Äußere und die Innen-Einrichtung. Hochmodern sind vielleicht zwei bis drei Kunstwerke: eines in der Art eines Mobiles, dann ein kleines Stück Pop-Art und schließlich ein abstraktes Gemälde. Auch einige antike Gegenstände lockern, kunstvoll in die Räume verstreut, den dominierenden Stil auf.

Das Übrige ist nicht modisch, aber in einem einfachen, echten neuzeitlichen Stil gehalten. Die Bilder sind nicht ganz abstrakt, aber auch nicht naturalistisch. Sie stammen nicht von sehr bekannten, sondern von begabten jungen Malern. Sie wurden um ihres künstlerischen Aussage-Wertes willen sorgfältig ausgelesen. Nichts stört. Das Ganze ist einfach perfekt.

Bei einer Einladung in diesem Haus war auch in den Gesprächen nichts Störendes. Es war ein angenehmer Abend. Es wurde sehr intelligent über Gott und die Welt gesprochen, auch über Intimeres: kleine Schwierigkeiten mit den Kindern, im Alltag des ehelichen Zusammenlebens, im Beruf. Und doch wurde man nicht ganz warm. Etwas fehlte.

Das nächste Mal war es viel gemütlicher. Warum? Ich mußte nachher lange überlegen, bis ich auf den springenden Punkt kam.

Ja, das war es: Die Gastgeber hat-

## Herausgegriffen

ten sich sogar dafür noch entschuldigt. Da standen nämlich im Salon zwei fürchterliche Gegenstände: auf einer herrlichen Truhe in Naturholz eine schmalzige Farbphoto von Miami Beach in allen Kitschfarben, von Rosa über Dunkelviolett bis zu einem süßlichen Grün, in einem Stellrahmen; sodann auf dem Tisch ein verschnörkelter stehender Brienzer Bär, aus Holz geschnitzt, in kurzen Höschen, mit einem Sennen-Käppi auf dem Kopf und einem Schweizer-Fähnchen in der rechten Tatze.

Die Hausfrau erklärte: «Es waren eben heute nachmittag Amerikaner da, Freunde, die wir in Miami Beach kennengelernt hatten. Sie wollten uns erfreuen mit einem Bild des Ortes, wo wir viele nette Stunden miteinander verbracht hatten. Den Bär haben sie für sich selber gekauft. Da wir ihn unvorsichtigerweise höflich bewunderten, ließen sie ihn uns für vierzehn Tage. In dieser Zeit reisen sie in Italien und Jugoslawien herum. Bei der Rückkehr wollen sie ihn dann – gottseidank – wieder mitnehmen. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich nicht sofort diese scheußlichen Gegenstände wegstellte.»

Nun wurde ein wenig geplaudert über die merkwürdige Liebe vieler Menschen, besonders aus den USA, zu solchen Kitsch-Gegenständen. Sogleich verteidigte ein Gast die Amerikaner sehr geschickt und auch zutreffend gegen den Vorwurf, sie seien weniger kultiviert als wir.

Dann sprach man von anderem: von Reisen, von Bekannten, von der

Mode, von fröhlichen und schönen Erlebnissen. Es lag aber nicht an den Themen. Man ging mehr aus sich heraus. Jeder bekannte sich auch, zwischen den Zeilen, zu kleinen Schwächen.

Von den beiden Kitsch-Gegenständen wurde nicht mehr gesprochen. Aber sie waren da. Als ich an den Abend zurückdachte, war mir, als ob sie lächelten. Ja, sie waren es, welche die Atmosphäre aufgelockert hatten. Sie waren ja die Personifikation der kleinen Schwächen der Besucher, welche vorher dagewesen waren. Und so bewirkten sie, daß sich dann in diesem Raum auch die Abendgesellschaft wohler fühlte, à l'aise, eben ein jeder mit seinen Schwächen.

Kunst verlangt Aufmerksamkeit, Auseinandersetzung, damit sie uns etwas sagt. Vollendeter Geschmack gibt uns ein Gefühl der Harmonie, der Vornehmheit, der Vollkommenheit, läßt uns aber auch stärker die eigene Unvollkommenheit, die eigene Disharmonie, die eigenen Unvornehmheiten spüren. Daraus ergibt sich eine gewisse Strenge, eine gewisse Kälte. Der Kitsch relativiert den Ernst. Seine Gegenwart läßt uns die eigene Fehlerhaftigkeit besser ertragen.

Aber, wenn dem so ist: Weshalb fühle ich mich denn trotzdem bei einem befreundeten jüngeren Architekten-Ehepaar so wohl? Die machen doch ganz besonders auf Sachlichkeit, und jeder Kitsch ist scheinbar aus der künstlerischen Atmosphäre ihrer Wohnung verbannt. Ja, dort übernimmt wohl etwas anderes die Funktion des Kitschs. Es ist eine gewisse Unordnung, welche einen ebenfalls mit den eigenen Schwächen versöhnt.

Warum aber paßt der Kitsch besonders zum Souvenir? Ich habe einmal von einer Reise zu zweit nach Sizilien eine herrliche, künstlerisch vollendete Wagenverzierung und von einem Aufenthalt in der Provence eine niedliche Poterie, eine allerliebste Karaffe mit nach Hause gebracht. Ich habe mich immer wieder an diesen kunstvollen Gegenständen gefreut. Ihr Anblick hat mich erhoben, ja

manchmal meine Stimmung verbessert.

Zwar haben mir die beiden Gegenstände auch die Reisen in Erinnerung gebracht. Vor allem aber wirken sie durch sich selber. Sie weisen darüber hinaus auf die Gabe von Menschen in viel ärmlicheren Verhältnissen, aber mit sehr viel echter Kultur. Dadurch lassen sie uns unsere eigenen Erlebnisse vergessen. Noch deutlicher wird das, wenn jemand als Andenken aus Vence einen Picasso ersteht. Die Aussagekraft des echten Kunstwerkes läßt die eigenen Erinnerungen, mit denen es zufällig verbunden ist, fast ganz in den Hintergrund treten.

Der Kitsch-Gegenstand jedoch sagt selber kaum etwas aus. Oder eben nur dies: man sei an einem bestimmten Ort gewesen, und dabei in so froher Stimmung, daß man an ihm Gefallen gefunden und in ihm ein wenig von den eigenen Erlebnissen und Träumen gesehen habe. Ihm haftet der Schein an, das Vergoldete, das Sentimentale, Unechtes – wie uns allen zum Teil auch. Mit dieser leidigen Tatsache versöhnt er uns, und er weist zugleich auf das Echtere, Wirklichere, das wir selber am Ort erlebt haben, wo wir ihn gekauft haben.

So weist der Kitsch in doppeltem Sinn auf das Menschliche: versöhnend auf das allzu Menschliche und von sich weg auf unsere eigene, weite Erlebnisfähigkeit mit Menschen, die wir gern bekommen haben. «Das war doch nach jenem Mittagessen bei Peral mit der herrlichen Bouillabaisse, und beim Café crème hast du mir die Geschichte mit Samuel H. erzählt, und dann sind wir im Motorboot hinausgefahren auf das blaue Meer – Monsieur Jacot hat uns für diese Fahrt etwas viel verlangt, aber dann haben wir ihn nach Hause begleitet – und da war Annemarie, die uns im nächsten Winter so erbärmlich mitgenommen besucht hat...»

Das – scheint mir – ist der Sinn des Kitschs. Damit möchte ich natürlich nicht dazu raten, von jetzt an nur noch Kitsch zu kaufen. Zwar ist es in einer Wohnung, wo alles kitschig ist,

---

**Vier Photos**

Wir zeigen auch in diesem Heft wie immer die gleiche Reihenfolge der Bildthemen: Struktur, Mensch, Tätigkeit, Umwelt.

Diese Photos sind von  
Werner Lüchinger  
Candid Lang  
Karl Item  
Albert Winkler

---

## Herausgegriffen

immer noch gemütlicher als in einem Haus, wo alles Perfektion ausstrahlt. Aber die meisten Menschen stellen oder hängen unwillkürlich da oder dort etwas Kitschiges hin. Und das ist es, was eine richtig warme Atmosphäre schafft: guter Geschmack mit etwas Unordnung und ein klein wenig Kitsch.

### Ist Hans Schaffner schuld an Englands Schwäche?

**K**urze Zeit schien in der Frage des europäischen Zusammenschlusses unser Land auf wankenden Beinen zu stehen. Das zweite britische Beitritts-gesuch zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) ist viel nachgiebiger abgefaßt als dasjenige Macmillans von 1961. Man gab ihm reelle Erfolgchancen. Ein schweizerischer Beitritt zur EWG würde aber nicht nur unsere Neutralität unglaublich machen, sondern auch unseren demokratischen Staatsaufbau, ja, unseren ganzen Way of life schwer beeinträchtigen. Es würde also unsere nationale Existenz geradezu in Frage stellen, wenn wir den Schritt Großbritanniens mitmachten.

Nun hat General de Gaulle zu verstehen gegeben, daß Englands Konzessionsbereitschaft ihm immer noch nicht genügt. Wenn Großbritannien seine jetzigen Bedingungen aufrecht erhalte, müsse es außerhalb der EWG bleiben, sich an Amerika und das Commonwealth halten. Wenn es seine Bedingungen reduziere, könne es ein Assoziierter – ein zugewandter Ort – der EWG ohne Stimmrecht werden. Um die Vollmitgliedschaft zu erlangen, müsse es noch einmal einen so großen Weg zurücklegen wie von 1961 bis 1967.

England läßt sich scheinbar noch nicht entmutigen. Indessen sind seine Aussichten, ohne völlige Kapitulation zu Lebzeiten de Gaulles Mitglied der EWG zu werden, wohl wieder unter 50 Prozent gesunken.

Rätselhaft bleibt, weshalb Wilson überhaupt im jetzigen Moment diesen Versuch unternimmt. Die EWG zeichnet beträchtliche wirtschaftliche

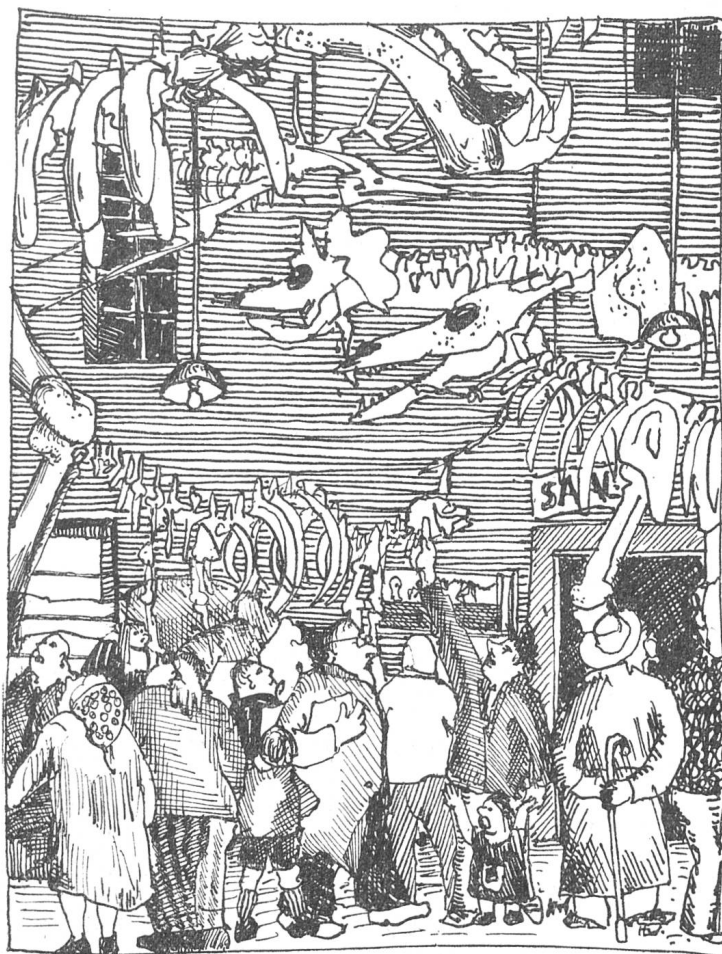
und politische Schwierigkeiten. Die Nachteile ihres ehrgeizigen Vereinheitlichungs-Programms und ihrer mangelnden Verankerung in der Psyche der Völker machen sich bemerkbar. England steht im Zeichen einer gewissen Erholung. Zudem hat die Kennedy-Runde den Graben zwischen der EWG und der Kleinen Freihandelszone (EFTA) neuerdings um einen Drittel zugeschüttet.

Als Erklärung bleiben nur zwei Gründe, die wohl zusammenwirkten: der betriebsame Ehrgeiz Wilsons und die gegenwärtige innere Schwäche Englands. Gewiß, die EWG ist nicht Hitlers «Neues Europa». Und doch besteht eine merkwürdige Parallele zwischen der Kapitulation Chamber-

lains vor den Bedingungen Hitlers in Bad Godesberg und München mit der Bereitschaft Wilsons zur Einordnung in die von de Gaulle diktierten Pariser Europa-Pläne. Damals war es der unzeitgemäße britische Pazifismus, der Großbritannien derart schwächte. Heute ist es die ebenso unzeitgemäße Rückständigkeit der britischen Volkswirtschaft, von der die englischen Politiker offenbar glauben, sie könne nicht anders überwunden werden als durch die Aufgabe eines wesentlichen Teils der eigenen Selbständigkeit. Die Engländer erinnern einen heute an jene Leute, welche die Polizeistunde deshalb bejahen, weil sie sich nicht zutrauen, von sich aus um Mitternacht nach Hause zu gehen.

### Vexierbild von heute

von Henry Wydler



Wer hat sich hier unbefugterweise eingeschlichen?



## Herausgegriffen

Die Eidgenossen und später die Einzelstaaten Nordamerikas haben sich seinerzeit aus einem Gefühl der inneren Stärke heraus gegen einen mächtigeren äusseren Feind zusammengeschlossen. Schon die heutigen Mitgliedstaaten der EWG leiden am Fehlen eines inneren Gleichgewichts. Kommt England aus innerer Schwäche dazu, so vermehrt das nur die Schwierigkeiten. Man kann auch im britischen Interesse nur hoffen, daß de Gaulles Bedingungen hart genug sein werden und England sich infolgedessen wieder ermanne, wie einst nach München.

Vor allem müssen wir das auch im schweizerischen Interesse erhoffen. Noch viel unverständlicher als das britische Beitritts-gesuch scheinen mir daher die Rückenschüsse, die nach der Londoner EFTA-Konferenz auf Bundesrat Schaffner abgefeuert wurden.

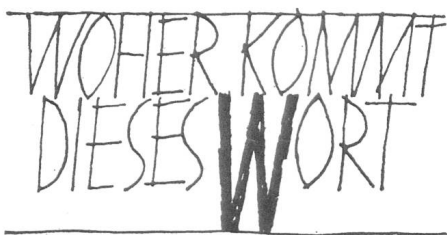
Auch wenn bei Leitartikeln in Tageszeitungen die Zeitnot berücksichtigt werden soll, muß man sich doch fragen: Wie kann ein Hans Tschäni, der ein so gutes Buch über unser Land geschrieben hat, Schaffner die

«Realpolitiker» entgegenhalten, «die die Neutralitätspolitik mehr als Vorhang sehen, hinter dem die Sorgen der Agrarwirtschaft und einzelner protektionistischer Industrien versteckt sind. Wenn wir hier bereit wären, meinen diese Realisten, dann würde die Neutralitätspolitik nur noch eine kleine Rolle spielen. Wir sind aber nicht bereit, und die Hoffnung auf die EFTA, die unsere offizielle Politik war, ist verschwunden.»

Gegen solchen, sicher ungewollten Defätismus bedeuten die klaren Worte von Franz Aschinger in der «Neuen Zürcher Zeitung» einen Trost: «Die Schweiz muß sich» im Fall eines britischen EWG-Beitritts «auch auf die Möglichkeit vorbereiten, daß mit der EWG... nur der Abschluß eines normalen... Handelsvertrages übrig bleiben wird. Wie weit sich unser Land durch ein solches Abkommen einen angemessenen Zugang zum gemeinsamen Markt sichern könnte, hängt... vor allem von der durch den technischen Fortschritt, die Produktivität und die wirtschaftspolitische Disziplin bestimmten schweizerischen Wettbewerbsfähigkeit ab.» Nur wenn

sich «unser Land die Freiheit in der Wahl der Mittel bewahrt, kann es mit der EWG aus einer Position der Stärke heraus verhandeln... Die Übernahme der Verpflichtungen aus dem Vertrag von Rom müßte für unsere föderalistische Staatsstruktur und unsere Referendumsdemokratie Änderungen zur Folge haben, die an den Grundfesseln der nationalen Identität rütteln würden.»

Sollen Hans Schaffner und seine Leute sich nicht mehr bemühen, uns diese Konsequenz ersparen zu helfen? Sind sie schuld an Englands Schwäche? Ihr Optimismus sah bereits zehn Tage nach dem britischen Beitritts-gesuch wieder realistischer aus als die Meinung von Hans Tschäni «Realisten». Und selbst wenn Wilson doch noch kapitulieren sollte, wäre es keinesfalls realistisch, wenn wir dasselbe täten. Eine große Nation kann notfalls aus einem Gebilde wie die EWG austreten. Ein kleines Land inmitten großer Nachbarn, dessen Existenz zudem auf seiner politischen Sonderordnung beruht, könnte sich aus solchen Verstrickungen kaum mehr aus eigener Kraft lösen.



## Schwyzerisch «Züripuure»

Von Jost Kirchgraber

**D**avon, daß die Schwyzer auf die Zürcher schlecht zu sprechen sein können, hörten wir schon in der Schule. Ich meine die Geschichte des alten Zürichkrieges, die Zeiten der Reding und Stüssi. Aber diese Fehde ist längst verraucht, die Eidgenossenschaft längst wieder in ihren Fugen, niemand denkt mehr an jene blutigen Namen.

Um so merkwürdiger fühlen wir uns heutzutage berührt, wenn sich ein Schwyzer – es mag der mildeste Sommerabend über den Matten schimmern – wütend auf den Arm schlägt mit den Worten: «Häts di, du verfluchte Züripuur!»

«Züripuur» umschreibt auf schwyzerisch eine ganz bestimmte Art kleiner, giftiger Mücken, die dank ihrer Unliebsamkeit mit diesem möglicherweise aus jenem 15. Jahrhundert stammenden Titel bedacht werden. Dadurch vermögen diese Tierchen einen allenfalls mit verwürgten Ressentiments erfüllten Schwyzer in den Genuß herzhaftester Genugtuung zu versetzen. Denn zieht so ein «buechener Chnebel» — womit Meinrad Lienert diese Urschwyzer vergleicht — gegebenenfalls auf so ein Mücklein los, trifft er, wenn er eben trifft, gleich drei auf einen Streich: zum ersten das

lästige Insekt, zum andern den unerwünschten Zürcher. Und drittens nennt er ihn Züripuur. Damit könnte er wohl niemanden so peinlich beleidigen wie eben den, der glaubt, der liebe Gott habe seiner Stadt zu Ehren den Himmel blau und das Licht weiß gefärbt, und der meint, die Uhren der Welt schlugen nur deswegen allabendlich sechs, um die Leute an jenes im übrigen heidnische Verbrennungsfest zu erinnern...

Freilich, die Stechmücken haben auch andernorts die Ehre, die Rolle des Prügelknaben eines unliebsamen Nachbarn zu spielen. «Schwööbli» werden sie im Zürichbiet, «Walliser» im Urnerland genannt — aber so eindeutig auf geschichtlichen Hintergrund anzuspielen, bleibt ein Vorrecht der, gewissen Überzeugungen zufolge, allsommerlich häufiger auftretenden «Züripuure».